

Abend-



Zeitung.

Vierunddreißigster Jahrgang.

26.

Donnerstag, am 27. Juni 1850.

Wilken's Keller in Hamburg.

Aus Fanny Lewald's „Erinnerungen aus dem Jahre 1848.“ — Braunschweig bei Bieweg.

Ehe ich Dir ein Wort von dem Wiedersehen unseres Freundes S. sage, muß ich Dir vor allen Dingen eine komische Scene schildern, die ich vor einigen Wochen auf der Reise hierher erlebte, und an die ich heute durch ein Frühstück im Austerkeller von Wilken erinnert wurde.

Es saßen außer mir drei Männer in dem Koupé des Wagens. Sie mußten Alle viel gereist sein und sprachen von den vorzüglichsten Restaurants, von den besten Hotels der europäischen Hauptstädte, von den Vorzügen der französischen, englischen und deutschen Küche.

Alle Drei schienen Kenner in ihrem Fache, der Eine aber ein enthusiastischer Liebhaber, ein genießender Dilettant der edlen Kochkunst zu sein. Es war offenbar ein junger Cavalier. Keiner jener schottischen Kavaliere, die mit dem schönen alten Liede:

Young Charles is my darling! my darling;
The young cavalier!

einst todesfreudig auf den Ebenen des Hochlandes in den Tod gingen, sondern ein junger, blonder, mit den edelsten Speisen, nach allen Regeln der Kochkunst dick gefütterter Cavalier aus Mecklenburg.

„Bah!“ sagte er, „man kann sich ernähren von den Fritturen Italiens, von den Entremets in Paris; man kann satt werden in England; aber essen, was ich eigentlich mit Bewußtsein, mit Genuß essen nenne, das kann man nur in Hamburg — und essen wie ein Mann, wie es einem männlichen Manne zukommt nur bei Wilken.“

„Im Austerkeller auf dem neuen Wall?“ fragte einer der Anderen.

„Eben da! Sehen Sie, das ist eine Kost voll Kraft und Saft; eine Kost, die nicht nervenschwach macht, sondern ins Blut geht. Aber die Bewirthung seiner Gäste ist auch Gewissenssache für Wilken. Wilken ist kein Gastwirth, welcher nur Geld machen will; Wilken ist ein Ehrenmann, der es weiß, was es ihm für Pflichten auferlegt, wenn Leute vom Stande sich von ihm beköstigen lassen. Er würde sich schämen, einem Cavalier etwas vorzusetzen, was in seiner Art nicht vollkommen wäre, er hält dar-

auf, wie ein Edelmann auf sein Wappen. Wilken hat Ehrgeiz, er ist stolz auf seinen Ruf, er ist der Napoleon der Restaurants."

Ich horchte ernsthaft zu; der Ehrenmann Wilken, dem die standesgemäße Fütterung junger Mecklenburger Kavaliere Gewissenssache war, fing an mir eben so viel Achtung einzuflößen, als der Redner selbst, welcher fremdes Verdienst so eifrig zu erheben, so würdig zu schätzen wußte. Es beruhigte mich, daß auch in unserer Zeit jeder Mäcen seinen Horaz finde; ich mußte mir sagen, der Ehrgeiz eines Restaurants sei eben so berechtigt als irgend ein anderer; es liege in jedem Streben Genuß, in jedem Gelingen Glück. Sah ich doch in Genua einen Marchese Grimaldi, der seit zwei Jahren die Welt durchreiste, um zu erforschen, wo das beste Eis gemacht werde, und der nach zwei Jahren ernster Prüfung noch immer zwischen De Angelis im Toledo zu Neapel und Tortoni in Paris schwankte, ohne der Arbeit und der Forschung müde geworden zu sein.

Warum sollte man sich nicht eben so gut für das Gelingen einer Matelotte mit Austernsauce, für einen Bunsch à la Romaine, als für den Tonfall eines Liedes und den Rhythmus eines Gedichtes begeistern können? Jede Wissenschaft ist anziehend! dachte ich, als der junge Gastronom also fortfuhr:

"Daß Wilken noch echt plattdeutsch spricht, daß er all' seine Borräthe liebt, sie selbst bewundert, sie im Hamburger Dialekte dem Kenner, den er schätzen gelernt hat, aber auch nur diesem, selbst vorführt, wie ein Kunstliebhaber die Prachtstücke seiner Sammlung, das ist der Haut gout von Wilken's Austernkeller."

Plötzlich raffte der Redner sich empor, zog Kravatte und Hemdärmel, Bäckchen und Weste zurecht und rüstete sich zu einer großen That. Ich betrachtete ihn staunend, der Dinge harrend, die nun kommen sollten.

Es war auf eine dramatische Vorstellung abgesehen, er wollte seinen Hörern Wilken wenigstens im Bilde vorführen, ihnen die Zauberformel mittheilen, mit welcher Wilken den Eingang in sein Reich dem Geweihten erschließt.

"Sehen Sie diese Rebhühner!" rief er mit einem Male in plattdeutscher Sprache, „sie sind gerade zwei Tage alt, in fünfzehn Minuten können sie just recht sein. Betrachten Sie die großen holsteiner Austern. Ich halte sie nur als Rarität, denn essen kann das plumpe, großschallige Zeug kein honneter Magen. Wie ungeschickt, wie unförmlich schon diese holsteiner Austernschalen aussehen gegen die Zierlichkeit der Austern von Colchester! Ja! die Engländer! Das ist ein Volk! Alles was von dort kommt, hat Geschick! Auch dieser Käse! es ist Alles dauerhaft und solid, was von England kommt! Der Stiltonkäse, der Chesterkäse, die halten durch das ganze Jahr! — Schmecken Sie den Chester, ich habe ihn nie besser gehabt! — Aber der französische Kram, der taugt zu Nichts! wie lange hält sich der Roquefort oder der Frommage de Brie? nur die Trüffel sind gut! Wollen Sie Trüffel in der Sauce? Sie sind frisch angekommen, ächte Perigords, ich halte sie noch zurück vor gewöhnlichen Leuten; aber Sie sollen von den frischen haben, Sie verstehen's, Ihnen gebe ich davon."

Der feinschmeckende, von Wilken geehrte Cavalier lachte laut in seliger Erinnerungsfreude; seine Zuhörer stimmten mit ein. Aber der Höhepunkt seines Entzückens war mit dieser Erinnerung erreicht: er versank in Schweigen und aus diesem in Schlummer, im Traume lächelnd, als werde er von lauter gebratenen Rebhühnern umflogen, als stiegen Perigordtrüffel vor seinem innern Auge aus der Erde, sich frisch hinbiegend in die Madeirasaucen; und als schäumten ganze Ströme von Champagner, Ale und Porter durch das Paradies seiner Phantasien. Seine Lippen bewegten sich kostend, seine Kinnbacken rührten sich leise, und immer lächelnd schlummerte er fort, bis in Bergedorf die Bierländer Frauen ihm ihre Sträuße und Früchte in den Wagen hinein reichten.

Trotz dieser Apotheose von Wilken hatte ich an den Namen, den Mann und die Sache nicht mehr gedacht, nachdem ich in Hamburg angelangt war. Da hörte ich eines Abends von Freischärlern, die im Mondschein vor mir auf dem Jungfernstiege einerschritten, die Worte:

„Wilken ist eine verdammt fixe Kneipe!“ und gestern sagte mir der gute Minister von S. . . : „Wilken müssen Sie doch besuchen! Die Austerzeit beginnt nun wieder und Wilken ist unser Rocher de Cancale. Die Damen der hamburger Aristokratie — denn die freie Hansestadt hat noch stärkere aristokratische Vorurtheile, als die unerträglich aristokratischen Städte der freien Schweiz — die Damen unserer Aristokratie gehen nicht zu Wilken, aber alle Fremden besuchen ihn. Wollen Sie meine Begleitung annehmen?“ —

Ich that es mit Freuden, und gestern machten wir uns um ein Uhr auf den Weg, unser Frühstück bei Wilken zu genießen.

Auf dem Jungfernstiege vor den zahlreichen Hotels, welche das Alsterbassin einschließen, war es, wie immer, von Menschen und Equipagen belebt. Hamburg hat anscheinend weniger als irgend ein anderer Ort Norddeutschlands sich über die Störungen durch die Revolution zu beklagen. Es hatte keine Fürsten zu verlieren, die nicht aus ihrer Traumruhe gestört sein wollten; keinen auswandernden Dienstadel, welcher nur in der Hofluft athmen kann und fliehen muß, wenn diese Atmosphäre ihm entzogen wird. Mögen die Senatoren und Doctoren des hohen Rathes noch so unzufrieden mit den beabsichtigten Reformen in der Verwaltung sein, sie gehen nicht davon, denn der Besitz bindet sie an die Heimath. Die hochweisen Herren fahren nur mit etwas weniger Selbstzufriedenheit nach den schönen Landhäusern an der Elbe, und genießen mit etwas geringerem Appetit die Lufullischen Mahle, welche dort bereitet werden. Dabei aber können sie selbst und Handel und Gewerbe dennoch gar wohl bestehen.

Unter den zahlreich umher gehenden Fremden in Civil sah man Truppen von allen Waffengattungen, welche nach Holstein marschirten, und hörte eine Musterkarte von deutschen Dialecten. Staunend blickte eine Bierländerin in ihrer fast schweizerischen Tracht zu einem stämmigen Schwaben empor, der mit den „Württembergern“ gekommen war und ihr in seinem Dialect Zärtlichkeiten „vorplauschte“, welche sie erst verstand, wenn er sie in Umarmungen über-

setzte. Frankfurter, Nassauer, Weimarer Offiziere saßen vor den verschiedenen Pavillons, ihr Frühstück verzehrend, mitten unter den Kaufleuten, welche auf den Glockenschlag der zweiten Nachmittagsstunde warteten, um zur Börse zu eilen und nicht die vier Schillinge, die Strafe der Verspäteten, zu zahlen. Vor dem Hotel de l'Europe waren besonders zahlreiche Menschenmassen beisammen. Dort wohnte der Major v. Lann, der Chef des ersten, tapfern Freicorps. Mehrmals an jedem Tage zwang ihn das laute Rufen des Volks, sich am Fenster zu zeigen, und die angesehensten Bürger und Handelsherren der Stadt — obschon der Mehrzahl nach sehr gegen den holsteinischen Freiheitskampf eingenommen, der ihre Handelspläne kreuzte und ihre Schiffe an den Hafen bannte — fuhren mit ihm in vierspännigem Wagen einher, ihm Hamburg und die Sehenswürdigkeiten der Umgegend zu zeigen.

Das war denn ein wunderlicher Anblick! Im Fond des Wagens der stattliche, kräftige, in sich gefestete Major v. Lann, in knapper, grüner Uniform: neben und gegenüber ihm drei Hamburger Bürger, in sauberer Civilkleidung. Bei dem Kutscher und hinten auf dem Dienersitz saßen zwei, drei Freischärler, der Eine in grüner Leinwandblouse mit einer Militärmütze, der Andere in der Lann'schen Uniform mit einer Feder an dem Strohhut, der Dritte in einer Kleidung, von der jeder Bestandtheil einst einem andern Besitzer gehört hatte, und die nie Zusammenhang gehabt, bis sie sich auf dem Körper dieses Mannes zu einem Anzuge vereinigt fanden. Und nun rings um den Wagen her Bivak rufende Freischärler und Soldaten, gasfende Bürger, lorgnirende Fremde; und die grüßenden Kellner vor den Hotels und die Bierländer Blumenmädchen mit ihren Nelkenbouquets sich herandrängend, schäfernd und kokettirend! — Es waren phantastische Zusammenstellungen voll südlicher Lebhaftigkeit, welche so eigenthümlich erschienen unter der grauen deutschen Rebellluft, daß man sich kaum noch in dem alten Hamburg zu glauben vermochte.

An den großen Bleichen vorüber, den alten Jungfernstieg entlang, begaben wir uns nach dem

neuen Wall, der breiten, schönen Straße, in welcher sich die reichsten Magazine durch die Erdgeschosse aller Häuser ziehen. Wir gingen die rechte Seite der Straße hinunter bis fast gegen das Ende.

Alle Häuser des neuen Walls haben Souterrains; die Treppen, welche zu diesen hinabführen, sind mit kleinen eisernen Gittern versehen. Vor einem dieser Gitter machte mein Begleiter Halt.

„Wilken's Austernkeller“ stand auf einem kleinen Schilde über der Thüre geschrieben. Ein Haufen großer und kleiner Austernschalen lag vielversprechend oben auf dem Trottoir.

Zehn bis zwölf Stufen führten uns hinab und wir waren bei Wilken! — bei Wilken, der in weißer Weste und weißer Jacke hinter seinem Ladentische stehend meinen Begleiter höflich begrüßte.

Das Entree war klein und eng, der Tisch klein und eng, auf dem die kulinarischen Herrlichkeiten aufgestapelt waren. Ich dachte an den Mecklenburger Cavalier, welcher Wilken den Napoleon der Restaurants genannt hatte, und Wilken's bescheidene Umgebung, seine weiße Weste und weiße Jacke erhoben sich für mich zu der rührenden Einfachheit des „grauen Ueberrocks“ und des „kleinen Hutes.“

Auf zierlichen Sockeln von wohlgeschnitztem Weißbrot ruhten zarte Rebhühner in gelblichweißer Schönheit; das dunkle Roth der rohen, speckdurchspickten Rinderfilets bildete den Hintergrund für die blasfroße Koteletts; in langen Steifen zogen sich geräucherte Aale um Lachs- und Aalpasteten, deren Gallert in der Sonne glitzerte; Pickels und Saucen schimmerten aus ihren grünen Gläsern hervor; silberweiße Sardellen lagen sanft hingestreckt im Schatten dunkler Trüffelberge, und während sich auf der rechten Seite der kleinen, weiß überdeckten Tafel, Käse aller Arten zu einer großen Pyramide erhoben, lachten Früchte in gläserner Schale aus der Mitte des Tisches hervor.

„Was haben Sie?“ fragte mein Begleiter.

„Colchesteraustern und ächte Schildkrötensuppe!“ antwortete Wilken, wie ein Kaiser, dem

geehrten Gaste nur die Elite seiner Garden vorführend.

„So bringen Sie Austern, roh und gebraten.“

Wir gingen in die Speisezimmer; da saß der „junge Mecklenburger Cavalier“ beschäftigt, sich bei Wilken standesmäßig mit nahrhafter Kost zu ernähren. Er blickte nicht empor bei unserem Eintreten, er sah ernsthaft hernieder zu dem Rinderfilet auf seinem Teller, männlich und in sich gesammelt, nur mit seiner Arbeit beschäftigt.

Wilken's Keller besteht aus einem großen und mehreren kleinen Zimmern, niedriger wie Schiffskajüten und schmuckloser als diese. Keine Wölbungen, in denen sich die Geister der Erinnerung verbergen, wie in den Hallen des Bremer Rathskellers, keine düstern Hintergründe, mit der lichtschwarzen, stillen Ruhestätte der zwölf Apostel.

Durch die Fenster über dem Trottoir scheint altflug der Tag herein, und Stiefeln und Füße der Vorübergehenden passiren vor uns die Revue.

Ich hörte der freundlichen Rede meines Begleiters zu, ich betrachtete das Lokal, den Kellner, welcher vor uns die Tafel deckte, die verschiedenen Stiefel, Pantalonsenden und Rocksäume über unserem Horizonte, aber immer und immer wendeten sich meine Blicke dem jungen Cavalier zu. Ich hatte noch nie einen solchen Priester an dem Opferaltar seines Gottes gesehen.

Und das Rinderfilet verschwand und der Kellner kam, und der Kellner ging und Wilken erschien in Person. Sie sprachen nicht laut, sie sprachen leise, und ich konnte nicht die Worte verstehen; aber der Ernst in ihren Zügen, das tiefe Nachdenken auf der Stirn des Cavaliers ließen mich die Wichtigkeit dieser Berathung ahnen.

Endlich entfernte sich Wilken, der Cavalier blieb allein. Er griff nach einem Zeitungsblatte und legte es mit Schaudern von sich. Es war die Hamburger Reform, ein ultrarepublikanisches Blatt, ein Störenfried des Genusses. Zwei, drei andere Blätter wurden zur Hand ge-

nommen und fortgelegt; die Zeitungen sind jetzt alle aufregend, alle appetitverderbend! — Endlich fand er die täglichen Nachrichten und hatte sich liebevoll und beruhigt in das Studium der Fremdenlisten und Theateranzeigen versenkt, als der Kellner zurückkehrte. Er trug eine verdeckte Schüssel, Wilken folgte ihm auf dem Fuße.

Der Cavalier nahm den Deckel herab, hob die Schüssel zur Nase und athmete ihr Arom, ich blickte unablässig hin — ich hatte noch nie einen Priester an dem Altare seines Gottes gesehen!

Und der priesterliche Cavalier setzte die Schüssel nieder, blickte mit festem Auge hinein, sich spiegelnd in dem Glanze der Sauce. Was sie enthielt? Wie sollte ich das wissen? Was ahnt der Laie von den Wundern, welche sich in der Tiefe der Mysterien verbergen.

Langsam schlug der Cavalier den Armel der rechten Hand zurück, behutsam hob er einen Theil des Inhaltes aus der Schüssel empor und legte ihn vor sich nieder. Wilken blickte ihn fragend an — der Cavalier zog die Augenbrauen in die Höhe, schaute Wilken ins Auge, nickte billigend mit dem Haupte, ein Lächeln der Befriedigung flog über sein Antlitz, ein Lächeln der Befriedigung flog über das Antlitz von Wilken — und Wilken verschwand und der Cavalier arbeitete fort, eifrig zu Ehren seines Gottes.

Und die Schüssel war geleert und das Porterglas war geleert, noch ein Augenblick des Nachgenußes, noch ein Augenblick stiller Feier und der Cavalier erhob sich von seinem Sitze. Er schlug den Armel zurück, er rückte die Weste zurecht, er pustete und kämmte den blonden Bart, den goldenen Schmuck seines sattlächelnden Mundes. Schweigend reichte ihm der Kellner den Rock, schweigend den Hut, schweigend das spanische Rohr; der Kellner wußte, daß man diesen Gast nicht durch Sprechen von seinem Gegenstande abziehen dürfe. Zwei Worte flüsterte der Cavalier im Hinausschreiten dem sich verneigenden Wilken zu; noch ein Lächeln der Befriedigung, des Verständnisses, auf den Lippen des Gastes, auf den Lippen des Wirthes, und

der Cavalier verließ die Stätte seiner Arbeit, die Quelle seiner Freude.

Und als ich hinausstieg aus dem Austerfeller von Wilken's in Hamburg, da hatte ich einen Priester gesehen an dem Opferaltar seines Gottes, ihm dienend in seliger Freude.

Victor Hugo's Rede

für das allgemeine Stimmrecht,

gehalten am 21. Mai in der franz. Nationalversammlung.

Meine Herren, die Februarrevolution — und ich für meinen Theil werde die verleumdete, scheinbar besiegte stets verherrlichen — die Februarrevolution hatte zwei glanzvolle Gedanken. Von den Höhen der Staatsordnung riß sie die Todesstrafe, in den Tiefen der gesellschaftlichen Ordnung gründete sie die Souveränität. M. H., der große, zugleich ganz politische und ganz christliche Act, durch welchen die Februarrevolution ihr Princip an die tiefsten Wurzeln der Gesellschaft heftete, war die Einführung des allgemeinen Stimmrechts, — ungeheures Ereigniß, welches in den Staat ein neues Element trug, ein unwiderrufliches, endgültiges. Die wirksame Seite des allgemeinen Stimmrechts, seine tiefe, wunderbare Seite bestand nicht darin, das seltsame Interdikt aufzuheben, welches einen Theil der mittleren und höhern Classen, Advocaten, Aerzte, Schriftsteller, Offiziere, Professoren, Priester, Richter, selbst Pairs von Frankreich vom Wahlrechte ausschloß, nein, die große, die wunderbare Seite des allgemeinen Stimmrechts war die, daß es in den Schmerzensregionen, in den Tiefen der Gesellschaft das unter der Last sozialer Negationen gebeugte, das gedrückte Wesen aufsuchte, welches bis dahin keine Hoffnung hatte als den Aufruhr, daß es diesem eine neue Hoffnung brachte, daß es ihm sagte: „Schlag dich nicht mehr! votire!“ Daß es dem Unglücklichen, welcher keine andere Waffe kannte als die Gewalt, die Waffe der Gewalt nahm und ihm eine andere in die Hand gab, statt der Gewalt, das Recht! Ja die große Weisheit

der Februarrevolution, welche ihre Politik auf das Evangelium gründete, ihre große Weisheit und zugleich ihre große Gerechtigkeit war, daß sie nicht allein in der gemeinsamen Ausübung desselben souveränen Rechtes den Bürger und den Proletarier verschmolz, sondern auch in der Verzunkenheit und der Verlassenheit den Mann der Verzweiflung aussuchte und zu ihm sagte: „Hoffe, Mann des Bornes!“ und zu ihm sagte: „Denke nach,“ Bettler, wie man's nennt, Landstreicher, wie man's nennt, Armer, Enterbter, Unglücklicher, Elender, wie man's nennt, — und ihn taufte zum Bürger! So, m. H., ist alles Gerechte auch immer politisch. Das allgemeine Stimmrecht, als es den Leidenden den Wahlzettel gab, nahm ihnen die Flinte. Indem es ihnen Macht gab, gab es ihnen Ruhe. Alle Größe macht still. Das allgemeine Stimmrecht sagt zu allen: „Seid ruhig, denn ihr seid souverain!“ Es sagt: „Ihr seid elend? wohl, verschlimmert euer Drangsal nicht durch Empörung; ihr selbst sollt von nun an arbeiten an der Zerstörung des Elendes durch die Männer die euch gehören, auf die ihr euer Herz setzt, die gewissermaßen eure Hand sind. Seid ruhig.“ Und den Widerspenstigen sagt es: „Ihr habt votirt? Ja. Ihr habt euer Recht erschöpft, die Souverainetät hat entschieden, alles ist gesagt. Ihr wenigen dürft nicht das Werk Aller vernichten. Ihr seid frei, lernet warten. Schreibt, redet, lehrt, discutirt, klärt euch und andre auf. Habt ihr heute für euch die Wahrheit, so habt ihr morgen die Souverainetät. Ihr seid Souveraine und wolltet Rebellen sein? Das wäre eine Dummheit und es wäre ein Verbrechen!“ — Das sind die Rathschläge, welche das allgemeine Stimmrecht den unglücklichen Klassen gibt. —

Erwägen Sie dies: auf diesem Boden der Freiheit und Gleichheit athmen alle Menschen dieselbe Luft und dasselbe Recht. Ein Tag im Jahre wo der, welcher euch gehorcht und euch dient, eures Gleichen ist, ein Tag wo der Arbeiter, der Tagelöhner, der Handwerker, der Mann, welcher Lasten schleppt, der Mann, welcher Steine an den Straßen klopft, den Senat richtet, die Minister, die Vertreter, den Präsi-

denten der Republik in seine schwielige Hand nimmt und spricht: „die Macht bin ich!“ Es ist ein Tag im Jahre, wo der unscheinbarste Bürger, wo das sociale Atom Theil nimmt an dem gewaltigen Leben des ganzen Landes, wo die engste Brust weit wird im mächtigen Lustzuge der öffentlichen Angelegenheiten, ein Tag, wo der Niedrigste die Seele des Vaterlandes in sich spürt. Welches Wachsthum der Würde und daher der Sittlichkeit für den Einzelnen! Welche Genugthuung und daher welche Beschwichtigung! Seht den Arbeiter der zur Wahlurne geht. Traurig ist seine Stirn beim Hingehen, wenn er zurückkommt, blickt er um sich wie ein Souverain. Das, m. H., ist das Ende der brutalen Gewalt, das Ende des Aufruhrs, es ist die Aufhebung des Insurrektionsrechtes durch das Stimmrecht. Wohl, Sie, Gesetzgeber, berufen zu befestigen und nicht zu erschüttern, Sie, Vertreter dieses großen Volkes der Initiative und des Fortschritts, Sie, Männer der Weisheit und Vernunft, wissen Sie, was dieses blinde, verhängnißvolle Gesetz thun wird, welches man unkluger Weise ihnen vorzulegen wagt? Dies Gesetz, ich sage es mit Grauen und Schmerz, dies Gesetz ist eine ruchlose Herstellung des Insurrektionsrechtes!

Dies Gesetz schafft eine neue Situation, eine drohende, verwickelte, furchtbare. Nach zwei stürmischen Jahren hatten wir das Ziel erreicht; der Friede war geschlossen; der friedliche Weg des Schaffens war gefunden; Born und Ungeduld waren entwaffnet; keine Aufregung, keine Unruhe; der Unglückliche, der neue Bürger, der restaurirte Souverain trat mit heiterer Miene sein Bürgerrecht an, gehoben durch das Vertrauen der Gesellschaft. Das öffentliche Leben hatte den Proletarier ergriffen ohne ihn zu be- rauschen. In der allgemeinen Ruhe waren Handel, Verkehr, Gewerbe, Luxus wieder aufgelebt; der Pulsschlag des regelmäßigen Lebens kehrte wieder. Der große Tractat zwischen den Höhen und den Tiefen der Gesellschaft war besiegelt worden. Und diesen Augenblick wählt ihr, um alles wieder in Frage zu stellen! Diesen besiegelten Vertrag zerreißt ihr! Den Mann, welcher auf der letzten Sprosse der Leiter steht,

den eben noch furchtbaren, jetzt versöhnten, vertrauenden, brüderlichen, den sucht euer Gesetz hervor, um was zu thun? Etwas unsinniges, unwürdiges, gehässiges, anarchisches, abscheuliches; um ihm sein Stimmrecht zu nehmen, um ihn den Ideen des Friedens, der Versöhnung, der Hoffnung, der Gerechtigkeit zu entreißen und folglich um ihn wieder den Ideen der Gewalt zu überliefern! O, was für Männer der Unordnung seid ihr! Und weshalb dieser Vertragsbruch? weshalb dieser Angriff im vollen Frieden? weshalb dies Attentat? weshalb dieser Wahnsinn? weshalb? Ich will es euch sagen. Weil es dem Volke gefallen hat, nachdem es diejenigen gewählt hatte die ihr wolltet, was ihr sehr gut fandet, diejenigen zu erwählen, welche ihr nicht wolltet, was ihr sehr schlecht findet. Weil es Männer seiner Wahl würdig hielt, die ihr eurer Schmähungen würdig haltet. Weil anzunehmen ist, daß es seine Meinung über euch geändert hat, indem es die Versprechungen vergleicht mit dem Gehaltenen. Das ist's! Weil es so kühn ist euch nicht nach Gebühr zu bewundern. Weil es die unerhörte Anmaßung hat frei sein zu wollen; weil es auf den wunderlichen Einfall kommt zu wännen es sei souverain. Da ereifert ihr euch, da erklärt ihr die Gesellschaft in Gefahr, da ruft ihr: „Wir wollen dich züchtigen, Volk,“ und gleich jenem Verrückten der Geschichte peitscht ihr den Ocean mit Ruthen!

Ihr antwortet mir: „Das allgemeine Stimmrecht ohne alle Schranken, ohne einiges Mißtrauen, wie die Februarrevolution es geschaffen hat, ist der Weg zur Anarchie.“ Es ist gerade das Gegentheil. Es ist der Weg zur Freiheit, gewiß, aber es ist noch weit mehr der Weg zur Macht. In allen stürmischen Schwankungen gibt es uns einen festen Punkt, den gesetzlich ausgesprochenen Nationalwillen, das feste Tau des Staates, den ehernen Anker, an welchem Ebbe und Fluth aller Reactionen vergebens rütteln. Aber, damit das allgemeine Stimmrecht diesen festen Punkt schaffen, damit es den Nationalwillen in seiner vollen Souverainetät offenbaren könne, muß es eben das allgemeine Stimmrecht sein, d. h., es muß nie-

manden, absolut niemanden vom Votum ausschließen, es muß niemandem das furchtbare Recht lassen zur Gesellschaft zu sagen: „Ich kenne dich nicht!“ Unter diesen Bedingungen schafft das allgemeine Stimmrecht die Macht, eine colossale Macht, allen Angriffen überlegen, — Zeugen sind dessen der 15. Mai und der 23. Juni; — eine unbezwingliche Macht, denn sie fußt auf dem Volke wie Antäus auf der mütterlichen Erde! Da habt ihr den festen Grund der Gesellschaft, den unerschütterlichen Stützpunkt, hinreichend für einen politischen Archimedes, um eine Welt zu retten.

Minister, Männer der Regierung, indem ihr dem allgemeinen Stimmrecht seine Ganzheit nehmt, untergrabt ihr das Princip der Staatsgewalt selbst, der einzigen heute möglichen Gewalt. Wie könnt ihr das nicht sehen!

Ihr wisset nicht, was ihr thut. Ihr glaubt Conservative zu sein, Hersteller der Gesellschaft. Es thut mir leid euren Bahn zerstören zu müssen: ganz unschuldig, ganz naiv, ganz unbewußt seid ihr Revolutionaire! Ja, und Revolutionaire von der gefährlichsten Sorte, von der naiven Sorte. Ihr besitzet, und viele von euch haben es schon bewiesen, das wunderbare Talent Revolutionen zu machen, ohne es zu wissen und ohne es zu wollen. Ihr nehmt, ohne zu ahnen wie schwer das wiegt, Frankreich, die Gesellschaft, Gegenwart, Zukunft, Civilisation in die Hand und laßt aus Ungeschick alles das auf's Pflaster fallen. Ihr bekämpft den Abgrund, indem ihr hineinspringt.

Nan, der Abgrund wird sich nicht öffnen! Das Volk wird ruhig bleiben und die Zukunft ist gerettet. Das hochherzige, intelligente Pariser Volk wird conservativ sein, wenn die Regierung revolutionär ist. Conservativ für die Zukunft Frankreichs und für die Zukunft aller Völker! Conservativ für den Fortschritt des Menschengeschlechts, dessen Seele für die Demokratie, deren Heerd Frankreich ist, und für jenes großartige Werk, welches von Frankreichs Höhen ausgehend, die Welt umspannen wird, die Civilisation durch die Freiheit! Ja, das Volk weiß dies; es wird sich nicht rühren. Es hat die Souverainetät, es wird auch wissen die

Majestät zu zeigen. Unerfütterlich wird es warten, bis sein Tag aufgeht, der unausbleibliche Tag, der gesetzliche Tag! Mit der Ruhe der Stärke, mit dem Lächeln der Verachtung wird es herabblicken auf eure kleinen Gesetze, die wüthig und ohnmächtig dem Geiste des Jahrhunderts, der Demokratie Trotz bieten und ihre armen, kleinen Nägel eingraben wollen in den Granit des allgemeinen Stimmrechts.

Ehe ich die Tribüne verlasse, erlauben Sie mir, m. H., das Gesetz zu charakterisiren. Als revolutionäre Brandfackel ist es furchtbar, als Wahlmittel verächtlich. Nicht daß es schlecht gemacht wäre; im Gegentheil, es ist nach den Regeln der Kunst gemacht. Jedes Detail ist eine Schlaueit. Halten wir eine belehrende Musterung! Statt des Ausenthaltens setzt das Gesetz sein Domicil; statt 6 Monate schreibt es 3 Jahre und sagt, das sei dasselbe. Ohne ein Wort davon zu sagen, führt es einen indirecten Censur ein und in Ermangelung des Censur eine schlecht verkappte Unterwerfung des Arbeiters unter den Patron, des Dieners unter den Herrn, des Sohnes unter den Vater. Dies Stimmrecht, ohne welches der Bürger nicht ist, dies Recht, welches in ihm lebt und webt, welches in seinen Adern rollt, in seiner Brust athmet, welches mit ihm entsteht und nur mit ihm stirbt, unverlierbar, persönlich, heilig, lebendig, dies Recht, welches Seele, Fleisch und Bein eines Menschen ist, nimmt euer Gesetz dem Menschen und überträgt es, worauf? Auf das Logis, auf den Steinhaufen, auf die Nummer des Hauses! Es fesselt den Wähler an die Scholle. Es begeht die Enormität das Recht des Mandanten durch den Mandatar zu unterdrücken. Es excommunicirt ganze Classen von Bürgern, es trifft Preßvergehen wie gemeine Verbrechen. Es würde Voltaire, den Ruhm Frankreichs, auf die Liste der Sträflinge setzen. Das wäre sehr gut und würde Loyala ungemein erfreuen. Das ganze Gesetz ist voll von Schlingen und Fallen, in denen das Recht von drei Mill. Menschen untergehen wird! Es schafft eine Helotenklasse und eine Klasse von Bevorrechteten, und dies Gesetz mit allen seinen Feinheiten, Beschränkungen, Schlaueiten und Mittelchen gibt sich

heuchlerisch den Namen des allgemeinen Stimmrechts. Ich will nicht sagen, daß Lartüffe es gemacht hat, aber ich behaupte, Escobar hat es getauft.

Wohlan, und dieses künstliche, mühsam zusammen gestoppelte Gesetz, wenn es undenkbarer Weise je zur Anwendung käme, wißt ihr, was es für ein Resultat haben würde? — Gar keins! Gar keins für euch, die ihr es macht. Es ist monströs, aber es ist ohnmächtig. Enthielte es nicht so ungeheure Gefahren für den öffentlichen Frieden, ich würde sagen: „Meinethalben, votirt es!“ Es wird nichts ausrichten; die Reaction rekrutirt bloß für die Opposition. Seid gewiß, der verstümmelte Souverain wird ein zorniger Souverain sein.

Immerhin! streicht 3 Millionen Wähler, streicht 4, streicht 8 Millionen; was ihr nicht streichen werdet, das sind eure Fehler, die Widersinnigkeiten eurer Zwangspolitik, eure verhängnißvolle Unfähigkeit, eure Unkunde des Landes, die Antipathie, welche es euch und ihr ihm einflößt. Was ihr nicht streichen werdet, das ist die eilende Zeit, die schlagende Stunde, die rollende Erde, die Bewegung der Ideen, die stets sich erweiternde Kluft zwischen dem Jahrhundert und euch, zwischen den jungen Generationen und euch, zwischen dem Geiste der Freiheit, der Philosophie und euch! Was ihr nicht streichen werdet, das ist die große Thatsache, daß ihr zur einen und die Nation zur andern Seite geht, daß euer Osten ihr Westen ist, daß ihr der Zukunft den Rücken kehrt, während dies große Volk, die Stirne überfluthet von dem aufgehenden Sonnenlichte der neuen Menschheit, der Vergangenheit den Rücken kehrt! Die Vergangenheit bleibt Vergangenheit. Flicht ihre alten Deichseln und Räder; spannt siebenzehn Staatsmänner daran, wenn ihr wollt! Vorspann von siebenzehn Staatsmännern! Zieht sie ans Licht; es bleibt immer dieselbe Vergangenheit. Man wird nur besser sehen, wie schadhaft sie ist, das ist alles.

M. H., ich schließe. Dies Gesetz ist ohnmächtig, nichtig, todt vor der Geburt. Und wissen Sie, was es todt macht? Es lügt! Es ist heuchlerisch im Lande der Offenheit, unred-

lich im Lande der Ehrlichkeit! — Es ist nicht gerecht und nicht wahr. Das tödtet euer Gesetz. Indem es heimlich dem Armen und Schwachen seinen Wahlzettel aus der Tasche stehlen will, begegnet es dem strengen, schrecklichen Blicke der nationalen Ehrlichkeit! Blitzendes Licht, vor dem euer Werk der Finsterniß verschwindet! Wählet denn! In der tiefsten Seele jedes Bürgers, des letzten Bettlers, des letzten Landstreichers lebt ein erhabenes Gefühl, heilig, unzerstörbar, unverderblich, ewig — das Recht! Dies Gefühl, der Granit des menschlichen Bewußtseins, das Recht, das ist der Fels, an welchem scheitern werden die Ungerechtigkeiten, die Heucheleien, die schlechten Anschläge, die schlechtesten Gesetze, die schlechten Regierungen! Den Stein des Anstoßes werdet ihr nun und nimmer forträumen! Ich sag' es euch, ihr müht euch umsonst. Ihr entwurzelt ihn nicht. Ihr erschüttert ihn nicht. Eher risset ihr den Felsen aus der Tiefe des Meeres, als das Recht aus dem Herzen des Volkes! Ich stimme gegen den Gesetzentwurf.

Europas Chinesen.

Der „Union“ wird aus Amsterdam geschrieben: Ich konnte diese Tage nicht besser nützen, als indem ich den Vorschlag einiger Freunde annahm, in ihrer Gesellschaft einen Ausflug nach dem trotz aller Eisenbahnen und Dampfschiffe uns doch so sehr fremden und entfernten Holland zu unternehmen. Ich liebe die Länder, welchen es in den letzten Jahren gelungen ist, den Frieden zu wahren, ohne die Freiheit auf das Spiel zu setzen, das materielle Wohl zu fördern, ohne an politischen Rechten zu verlieren, welche wie Belgien und Holland das Problem halb und halb schon gelöst haben, über welchem die andern Völker bis jetzt vergeblich sich die Köpfe zerbrochen. Und überdies zog mich nach Holland die mir von diesem Lande angerühmte Originalität. Sie werden in den

Holländern die Chinesen Europas erblicken, hatte man mir öfter gesagt, und sich nicht mehr wundern, warum gerade die Holländer eine innigere Verbindung mit dem Reiche der Mitte anknüpfen konnten, als die andern Handelsvölker. Das macht, daß sie ihre gegenseitige Verwandtschaft erkannt haben. Mit so leichter Mühe ein wenigstens theilweise treues Abbild Chinas zu schauen, mußte mich natürlich verlocken. Nicht als ob chinesische Einrichtungen in Europa so gar neu und fremd wären. Die chinesische Starrheit des öffentlichen Lebens, das Einsperren jedes Fortschrittes unter Schloß und Riegel, der Glaube, man könne der Zukunft die Thüre schließen, der Wahn, der Staat sei eine nur etwas zahlreichere Familie, und das Volk natürlich ein unmündiges, unerfahrenes Kind, die Kunst durch Züchtigungen zu regieren, dies Alles ist für uns noch keine ferne historische Mythe; aber es handelte sich hier nicht um ein widerliches Aferchina, im Gegentheile versicherte man mich, daß das Chinesenthum der Holländer seinen guten Verstand und Sinn habe; und so fand ich es auch. In der bewunderungswürdigen Ausdauer in einsörmiger, immer und immer kehrender Arbeit, in der Vollendung in allen mechanischen Werken, in der Zähigkeit und Schwerfälligkeit des Charakters, in der Scheu und dem Widerwillen gegen die Fremden, in der unendlichen Prosa der Anschauung gleichen die Holländer auf ein Haar den Chinesen. Ja selbst die holländische Genre-malerei mit ihrer grenzenlosen Gleichgiltigkeit gegen das Ideelle, mit ihrer Vorliebe für Glanz, die Nettigkeit und die Deutlichkeit der äußeren Form, was ist sie anders, als eine chinesische Auffassung der Schönheit, freilich auf einer viel höheren Stufe. Damit soll nicht etwa gesagt sein, die Dow's und Terburg's bedeuten eben nur chinesisches Porzellan, aber eine gewisse Stammesverwandtschaft läßt sich nun einmal nicht absprechen. Hier und dort erblickt man die gleiche Befriedigung an dem bunten Spiele des farbigen Scheins, eine Vollendung der äußeren Behandlung, die der Gegenstand meist gar nicht verdient, nur ist die Grundlage der Bildung überhaupt hier

eine ungleich höhere. Unstreitig hat diese Aehnlichkeit des Charakters die Analogie der Landesbeschaffenheit, das gleiche Wassersystem mitbedingt; doch dies auszuführen und zu erörtern, ist hier nicht der Ort, ebensowenig als ich mich auf eine weitläufige Reiseschilderung einlassen kann. Ich will daher nichts von dem bewegten Leben, dem seltsamen Reize in der Lage Rotterdam, des nordischen Venedigs erzählen, nichts von Delfs, merkwürdig als die einzige Stadt Europas, welche trotz einer Bevölkerung von 17,000 Einwohnern nicht ein Gasthaus besitzt, und für uns Böhmen auch deshalb interessant, weil sie ein treffliches Bildniß des Winterkönigs in sich faßt, nichts von der Haager Gemäldesammlung, die demnächst nach Petersburg wandern soll, oder den Gardeoffizieren, welche ächt chinesischn neben dem Säbel auch den Regenschirm tragen, nichts von der Peterhütte in Saardam, zum Schutze gegen die Reisenden in Stein eingefaßt; aber einige Bemerkungen allgemeiner Natur, die mir während der Reise aufgestoßen, mögen hier Raum finden. Sie sind ganz einfach und harmlos, aber eben deshalb vielleicht nicht alles Interessess haar.

Daß die Belgier und Holländer mittheilig auf die andern Völker herabblicken und mit Stolz ihre glücklichere Lage dem Fremden verweisen, begreift sich leicht. Die Bilanz am Schlusse des Jahrzehntes gezogen ist auch so sehr zu ihren Gunsten und zum Nachtheile der Nachbarvölker ausgefallen. Besonders mit Frankreich lieben sie ihre Zustände zu vergleichen. „Es ist wahr, wir haben keine Republik auf unsern Münzen, unsere öffentlichen Dekrete führen nicht den schönen Dreiklang der Freiheit, Gleichheit und der Brüderlichkeit auf der Stirn, wir besitzen kein so liberales Gerüste, aber wir sind doch unendlich freier und vorgeschrittener, ja selbst viel mehr Republikaner als die armen Franzosen, die vor Allem erst ein Hauptgebrehen ablegen müssen, ehe sie in einer Republik zufrieden leben können, und das ist ihre unglückselige Neigung des Vielregierens. Trotz der Anwesenheit eines Hofes gibt es hier doch keine solche Kamarillaherrschaft, wie im Elysée, unser Senat ist ein

wahres Muster von Freisinnigkeit der französischen Kammermajorität gegenüber, mag dieselbe auch aus dem allgemeinen Stimmrechte ihren Ursprung nehmen, wir haben keine Burggrafen, welchen die Regierung als Lehen angehört, keine Gensd'armen zu Vormündern über das Volk und die Beamten aufgestellt, unsere Verfassung ist weniger demokratisch, aber sie wird ehrlich gehalten, unsere Rechte sind minder ausgedehnt, aber sie haben Leben und Wirklichkeit.“ — Dagegen läßt sich nichts Fügliches einwenden.

Warum in Frankreich Niemand an die Verfassung glaubt, und Niemand sie befolgt, warum alle Volksrechte hier zum Gespötte der Regierung geworden, ist aller Welt bekannt. Es ist wahrlich nicht die Schuld der Republik, wenn sie in Frankreich den Schild der ärgsten Gewaltherrschaft abgeben muß, wie es nicht der Verfassung in Belgien und Holland zum Verdienste angerechnet werden darf, wenn sich die Völker frei und glücklich unter ihrem Schutze frei und glücklich fühlen. Sie könnten besser sein und eine konstitutionelle Monarchie bringt es nicht nothwendig mit sich, wahr und ehrlich gehandelt zu werden. Wir haben es in Neapel und anderwärts gesehen, daß sie sich zur Lüge ebenso gut, ja noch besser eignet, als die republikanische Staatsform in Frankreich. Aber was Belgien und Holland auszeichnet, das ist die ungetheilte Liebe zum Volkswohl, das hier herrscht, die gänzliche Unbekanntschaft mit Interessen, die nicht aus dem Volke heraus ihren Ursprung nehmen. Es gibt auch hier Parteien und es muß solche geben, soll nicht der Staat in Fäulniß übergehen, aber diese Parteien, so verwerflich sie auch sein mögen, wie z. B. die klerikalische in Belgien, haben doch niemals ihren Standpunkt außerhalb des Volkes. Die Entscheidung der öffentlichen Angelegenheiten durch Hofintriguen, die Entgegenstellung dynastischer und nationaler Interessen kann hier nirgend Platz greifen, eine Unterordnung der verantwortlichen Regierungen unter allmächtige Hofdiener hier niemals stattfinden. Die Dynastie König Leopold's ist zu jung, viel zu wenig mit den Geschicken des Landes noch verwachsen, als daß ihr Vortheil als Gegengewicht gegen

nationale Forderungen in die Waagschale geworfen werden könnte, sie steht in einem bloß äußerlichen Verhältnisse zum Volke, und wie ihre Berufung, so möchte auch ihre Aenderung oder gar Abschaffung vor sich gehen, ohne daß die Volkszustände davon wesentlich berührt würden.

Dies weiß der kluge König recht wohl, und wenn er es auch weniger wüßte, er hat keinen Angriffspunkt, von welchem aus er ein einseitig dynastisches Regierungssystem verfolgen könne. In Holland hat das Haus der Oranier allerdings kräftige historische Erinnerungen für sich, aber auch der alte republikanische Stolz der ehemaligen Generalstaaten scheint noch in die Monarchie herein, und bildet einen festen Wall gegen mögliche Ueberschreitungen des Hofwillens. Man frage nur in Amsterdam oder Haag von einer öffentlichen Anstalt einen Diener, ob sie ein fürstliches Institut, ob er ein öffentlicher Beamter, ein fürstlicher Diener sei; der Holländer versteht diese Frage nicht, er kennt nur Reichsinstitute und Reichsbeamte, ihm ist nicht, wie in Deutschland und anderwärts, der Staat nur eine Krondomäne, nicht der Hof der Repräsentant des allgemeinen Willens. Glaubt man wohl, daß ohne diesen Umstand diese Staaten in den letzten Jahren ihre innere Ruhe bewahrt, daß das angeblich unlösbare Problem der Freiheit mit dem Frieden zu vermählen hier gelungen wäre, wenn, wie anderwärts, statt des Gesetzes ein Privatwille geherrscht, die Machtvollkommenheit des Staates im Hofe einen Nebenbuhler gefunden? Man begreift, warum in Staaten wie in Belgien und Holland der Bürger frei und die Regierung ungefährdet bleiben kann, wenn man folgenden Fall erlebt hat: Alle Welt weiß, wie mächtig und einflußreich in Belgien der Klerus dasteht. Vor einiger Zeit geschah es, daß ein Priester aus dem Ordensverbande austrat, und sich mit einem Mädchen vermählte. Die Ehe wurde freitig gemacht und die Entscheidung des Gerichtes angesucht. Keiner der Richter billigte das Geschehene, alle waren aus religiösen Gründen gegen die Handlungsweise

des Priesters eingenommen, aber weder die Verfassung noch irgend ein Gesetz boten einen hinreichenden Grund dar, die Ehe aufzulösen. Sie wurde bestätigt, und was das Wichtigste ist, der Klerus wagte keine weitere Einsprache mehr. Keine Partei magt es, in ihrem Streben aus dem Kreise der Verfassung herauszutreten, offen dem Gesetze Hohn zu sprechen. Innerhalb der Verfassung versucht sie jeden möglichen Schritt, um ihr Ziel zu erreichen, aber in der Form hält sie doch stets an dieselbe, als ihren natürlichen Boden. Das ist der ganze Grund, warum für Belgien, Holland, England die letzten Wirren gar nicht existirten. Die Verfassung und das Gesetz ist das Fleisch und Blut des Volkes, und welcher Theil des Volkes wäre wohl thöricht genug, in sein eigenes Fleisch zu schneiden! — Der Fremde hat in Holland oft Gelegenheit zu lachen und sich zu ärgern; es sind die Holländer doch gar eigene Käuze; sie scheinen das ganze Ziel ihres Lebens im Waschen und Scheuern zu finden; sie haben wie die Belgier die eigenthümliche Ansicht, für den Soldatenstand seien die kleinsten, schwächsten, unansehnlichsten Individuen gut genug, sie meinen nämlich, im Kriege könne man auf die ganze Nation zählen, und der Friedensdienst bedürfe keiner großen Kraft. Dies mag man seltsam und unbegreiflich finden, an dem unfreundlichen, oft rohen Benehmen gegen Fremde Anstoß nehmen, aber Holland ist doch ein freier Friedensstaat, und dies ist heutigen Tages so selten und so viel werth, daß wir, als wir uns heute zur Heimreise anschickten, mit einem Seufzer ausriefen: Die Holländer sind freilich in vielen Dingen wahre Chinesen, aber doch möchten wir herzlich gern diesen Chinesen gleichen!

Aus dem ungarischen Revolutionskriege.

Es war im Februar 1849. — Guyon, der zu jener Zeit die Avantgarde des Görgey's

ſchen Korps führte, erwartete den General en Chef zu E. . . . , wo er mit ſeinem Stabe die Stadt beziehen ſollte.

Das ſtaunende Volk wogte auf den Gaſſen und Plätzen, beſchaute ſich die neu eingerückten ungarischen Truppen und harrete der Dinge die da kommen ſollten. Am Hauptplatze ſtanden Hunderte der Neugierigen um ein Carré — in deſſen Mitte ein wohlgekleideter junger Mann, in Eiſen gekettet, vom Militär bewacht wurde.

Der Gefangene beabſichtigte ein Attentat gegen den Führer deſ, zu jener Zeit „die ſabelhafte Bergarmee“ genannten Heeres.

Sein Vorhaben wurde zufällig verrathen, der junge Mann verhaftet, verhört und zu Folge ſeines Eingekändniſſes ſtandrechtlich zum Tode verurtheilt.

Die Vollziehung deſ Urtheils hatte man jedoch biſ zur Ankuſt Görgey's verſchoben.

Görgey bezog das Hauptquartier und bewohnte das Komitatshaus. Vom Vorgefallenen in Kenntniß geſetzt, verlangte er die Sache ſelbſt zu unterſuchen und ließ den bereits Verurtheilten kommen.

Im Hauptquartiere herrſchte zu jener Zeit zügelloſe Freude; denn der B. . . . war bereits überſchritten, und man hoffte zuverlässig die baldige Vereinigung mit der Südararmee.

Im Komitatsſaale ſpielten die Zigeuner die ſüßen Vaterlandsweiſen, die Offiziere, muntere Söhne der Hoffnung, tanzten unter ſich und ſangen mit glühenden Herzen die lieblichſten und kräftigſten ungarischen Lieder.

Die Thüre öffnete ſich — und der zitternde, bebende Verurtheilte wurde herein geführt.

Görgey kam aus ſeinem Gemach, wo er ſich mit neuen Plänen beſchäftigt hatte.

Muſik und Geſang verſtummten. — Es herrſchte eine feierliche Stille im Saale — der Feldherr betrachtete ihn mit ſcharfen Blicken. Endlich ſtellte Görgey folgende Frage an den Vorgeführten:

Wie heißen Sie?

Der Befragte erbleichte vor den ſtrengen, durchdringenden, forſchenden Blicken Görgey's — er hatte keine Stimme, keinen Athem und

haſchte nach Luft, er war nicht vermögend, ein Wort hervorzubringen.

Nach einigen Sekunden ſagte Görgey:

Sie haben eine ſchwache Bruſt und ſind zu ſchnell über die Stiege gegangen, dieß wird wohl die Urſache ſein, daß Sie nicht ſprechen können, erholen Sie ſich, ruhen Sie aus und ſammeln Sie ihre Kräfte.

Der Gefangene richtete ſich auf.

Görgey ging zum Fenſter und laß eine eben eingelaufene Depeſche, die von der unzeitigen Zerſtörung einer herrlichen Brücke Kunde gab; nachdem Görgey noch andere Papiere durchgeſehen, faltete er den Brief, trat wieder zu den Gefangenen und begann:

Wen wollten Sie eigentlich erſchießen?

Der Verurtheilte bebte und ſtotterte: ich? ich? um deſ Himmelswillen, wen hätte ich denn erſchießen ſollen? ich! Gott beſchütze mich! Niemanden auf Erden.

Aber Sie ſelbſt geſtanden ja im Verhör Ihr kühnes Vorhaben — erwiederte Görgey.

Der Gefangene zitterte und wiſchte ſich den Angſtſchweiß von der Stirne: Gott, wo iſt mein Kopf! was iſt aus mir geworden? ich wollte nichts Böſes — ich wollte nach Tarnow — und Jäger wollte ich werden; ich weiß es eigentlich nicht, warum ich hierher kam, hier blieb, verzeihen Sie mir! ich bin der unglücklichſte Menſch auf Erden!

Görgey betrachtete den Armen lange Zeit, endlich ſagte er:

Alſo warum zittern Sie — wenn Sie nichts Böſes wollten? was fürchten Sie?

Ich zittere nicht, ich bereue im tieſten Grunde meiner Seele. Und ein Strom von Thränen floß über ſeine bleichen Wangen.

Gehen Sie — ſprach Görgey — ein Menſch, der ſo zittert und ſo feige iſt wie Sie, der erſchießt Niemanden; gehen Sie nach Tarnow, kehren Sie in ſich und bereuen Sie.

Der Unglückliche wurde abgeführt, mußte jedoch vor der blinden Wuth der Honveds geſchützt werden. Sie murrten laut auf den Gaſſen, indem ſie ſagten: wir mußten es ja doch, unſer General wird ihn frei ziehen laſſen.

Inzwischen hatte man die E r in Beschlag genommen und es fanden sich noch viele Briefe vor, die nicht mehr abgehen konnten.

Unter vielen Andern zog insbesondere der Brief eines E r Bürgers die Aufmerksamkeit auf sich; der leidenschaftliche Styl, der den glühendsten Haß gegen die ungarische Partei und ihre Sache, die Armee und ihre Führer aussprach. Kraftworte wie: Räuberhorde, Banditenchef, Mordbrenner, Hunde u. s. w. waren die Lieblingsausdrücke in diesem Schreiben.

Diese so sehr auffallend ausgesprochene Antipathie gegen die Tricolore veranlaßte Görgey, den Verfasser dieses Briefes kommen zu lassen.

Er wurde aufgesucht und in Begleitung eines härtigen Grenadiers in's Hauptquartier geführt.

Görgey speiste mit seinen Offizieren eben zu Mittag, als der ertappte Politiker eintreten mußte.

Seine Lage mochte ihm nicht gerade angenehm dünken, das bezeugte sein verstörtes Gesicht.

Es trat eine lange Pause ein — und dann entspann sich folgendes Gespräch:

Sie sind E r Bürger?

Ja, Herr General.

Und kennen wohl die meisten ihrer hiesigen Mitbürger?

Ja, Herr General.

Stehen wohl mit so manchen in Geschäftsverbindung und Korrespondenz?

Ja, Herr General.

Kennen vielleicht auch die Handschrift so mancher E r?

Vielleicht, Herr General.

Görgey nahm den Brief des Befragten hervor und sagte: kennen Sie vielleicht zufällig den Schreiber dieser Zeilen?

Der E r erkannte sogleich den Brief, seine Handschrift wie auch seine gegenwärtige Lage, und stammelte ein:

Ja, Herr General.

Wessen Handschrift ist es denn?

Herr General! es ist — das ist — das ist mei — mein — meine eigene!

Ihre Handschrift? ach so werden Sie den Brief am leichtesten lesen können! haben Sie die Güte und lesen Sie uns denselben laut vor.

Der Aufgeforderte zögerte, zögerte sehr — bis er endlich das Dilemma, in dem er sich befand, erkannte und mit kaum vernehmbarer Stimme zu lesen begann.

Die Worte seiner Leidenschaft konnte er kaum über die Lippen bringen — und an den Stellen wie: ich hasse diese Hunde, die Barbarenhorde sollen — und es sollen ihre Führer — diese — — da blieb der Leser wieder stecken, und Görgey pflegte ihm an solchen Barrierestellen ein ermunterndes Hopp! Hopp! zuzurufen. So beendete der Geängstigte glücklich seine Vorlesung.

Die Umgebung Görgey's, die beim Speisen gegenwärtigen vielen Offiziere, sahen mit Neugierde dem Ende dieses Scherzes entgegen, in Spannung den Ausgang der Sache erwartend.

Sie sind Kaufmann? fragte Görgey.

Ja, Herr General, war die leiseste der leisen Antworten.

Warum befassen Sie sich mit Politik? Sie können ein sehr guter Kaufmann sein, aber so — könnten Sie sich doch einmal verrechnen. Behalten Sie diesen Brief — und wenn es Ihnen je einfallen sollte, Ihr politisches Glaubensbekenntniß mit solchen Worten niederzuschreiben — so erinnern Sie sich an meine Worte — und an die Art, wie ich solche Dummheiten zu bestrafen pflege. Gehen Sie Ihrer Wege und schämen Sie sich.

Der gute Kaufmann lebte neu auf — und entfernte sich mit den sonderbarsten Gefühlen.

Den andern Tag war großes Te deum — nach der Feierlichkeit musterte Görgey die Truppen und besichtigte den Artillerie-Parc.

Der Kaufmann war überall in der Nähe Görgey's zu sehen, folgte ihm wie sein Schatten von Schritt zu Schritt — und betrachtete und bewunderte den strengen Mann.

Aus dem Buche der Könige von Preußen.

Friedrich II. hatte anfänglich keine Kenntniß von dem unregelmäßigen Leben seines Thronfolgers, er glaubte genug gethan zu haben, daß er ihm eine Gemahlin und wenig Geld gab. Da Friedrich II. selbst ein so wenig zärtlicher Gatte war, daß seine Gemahlin, obschon er mit ihr die goldene Hochzeit feierte, dennoch das Schloß Sanssouci mit ihren Füßen niemals betreten hat, konnte er dem Neffen nicht Vorwürfe wegen der geringen Aufmerksamkeit, welche dieser seiner eigenen Gemahlin bezeugte, machen. Friedrich Wilhelm lebte ausschließlich für seine Maitresse in Potsdam, welche ihm mit wahrhafter Zuneigung ergeben war und für jetzt so wenig an Eigennuz dachte, daß sie oft ihre kleinen Habseligkeiten zu dem Pfandleiher trug, um den Prinzen aus seinen Verlegenheiten zu retten, oder ihn anständig zu bewirthen. „Eine ärmere Geliebte eines künftigen Thronerben, als mich“ — erzählt sie selbst — „hat es schwerlich je und irgendwo gegeben; ich war schon Mutter und litt nicht selten Noth.“ Als der König endlich von diesem Verhältniß Kenntniß erhielt, verlangte er nur, daß es mit etwas mehr fürstlichem Anstande eingerichtet würde. Er erklärte sich mit der Wahl der Maitresse einverstanden, da sie von niederer Herkunft war und nicht zu besorgen stand, daß sie sich jemals in die Angelegenheiten der Regierung mischen werde; er ahnte nicht, daß sie dereinst die preussische Pompadour werden würde. Um jedoch den Scandal aus seiner nächsten Umgebung bei Potsdam zu entfernen, wies er 20,000 Thaler an, wofür ein, dem Grafen Schmettau in Charlottenburg gehöriges Landhaus gekauft und eingerichtet wurde. (Später gehörte es dem Baron Eckartstein.) Ein, aus dieser wilden Ehe geborner Knabe erhielt den Namen eines Grafen von der Mark. Zugleich aber stellte der König als Bedingung fernerer Nachsicht dem Neffen die Aufgabe: Sorge zu tragen, die Thronfolge sicher zu stellen, indem ihm bisher nur eine Tochter geboren war.

Da die Kronprinzessin jede Annäherung ihres Gemahls sehr entschieden zurückwies, versuchte Friedrich, wie ein gut unterrichteter Zeitgenosse erzählt, zur Erreichung seines Wunsches ein Mittel, welches nicht dafür spricht, daß er sehr besorgt für die Echtheit seines Stammes gewesen sei. „Friedrich der Große“ — so erzählt Dammartin — „treu seiner tiefen Verachtung der Menschen, überredete sich sehr leicht, daß eine leichtfertige Frau ohne alles Ehrgefühl sei.“ Er zweifelte nicht im Mindesten, daß seine Richte, für seine Nachsicht dankbar, eine blinde Gelehrigkeit für seinen sonderbaren Einfall haben würde; allein die Prinzessin fühlte sich höchlich beleidigt durch den, ihr im Auftrage Friedrich's überbrachten Befehl: einen Liebhaber zu nehmen, welchem Friedrich die besondere Ehre zugedacht hatte: die Anzahl der Individuen des Hauses Brandenburg zu vermehren. Ein alter Kammerherr erklärte der Prinzessin, daß er im Auftrage des Königs sie ersuche, den Lieutenant der Leibgarde H. N., welcher durch die Schönheit seiner Formen, durch seine Führung und seinen ausgezeichneten Muth die Aufmerksamkeit Sr. Majestät des Königs auf sich gezogen habe, zu vertraulichem Umgange bei sich aufzunehmen. Der Kammerherr, welcher mit einem Auftrage betraut worden war, der schwieriger war, als der König es wähnte, wendete seine ganze Beredsamkeit auf; allein zu seinem Bedauern sah er, daß weder guter Rath noch Bitten, noch die angedrohten Folgen einer Weigerung den geringsten Eindruck machten. Als er seine Anstrengungen verdoppelte, unterbrach ihn die, durch seine Zudringlichkeit gelangweilte, Prinzessin mit folgenden Worten: „Mein Herr, wenn Sie es wagen, eine mich so sehr verletzende Unterhaltung noch länger fortzusetzen, so werde ich Ihnen auf der Stelle befehlen, für den Thronfolger zu sorgen, welchen der König verlangt. Strenge Ahndung würde sogleich erfolgen, wenn Sie einen beleidigenden Ungehorsam zeigen sollten.“ Den Botschafter, hoch in die sechzig, überließ es eiskalt bei dieser Drohung, er eilte davon und kam noch ganz bleich vor Schrecken bei Friedrich an, dem er den traurigen Erfolg seines verunglückten Auftrages in

Liebesangelegenheiten mittheilte. Von dieser Stunde an ward die Trennung der Ehe beschlossen. Die Kronprinzessin wurde mit einem sehr geringen Jahrgeld nach Stettin verwiesen, ohne daß ihr verstattet wurde, ihre Tochter mit sich nehmen zu dürfen. Vier Jahre nach der Trennung gab Friedrich II. dem Thronfolger eine zweite Gemahlin in der Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt.

Ein Opfer der Liebe.

Im Gefängnisse zu L . . . , erzählt Appert, sah ich ein junges Mädchen. Sie mochte 20, höchstens 22 Jahre alt sein; sie war von großer Schönheit, ihr ganzes Wesen zeugte von Verstand und Sanftmuth, ganz besonders aber war es der edle Blick und die sichere Haltung der Gefangenen, welche mir sofort das lebhafteste Interesse für sie einflößte. Folgendes ist ihre traurige Geschichte. Eine Zeit lang wurden mehrere Departements in der Nähe der Hauptstadt von häufigen Brandstiftungen heimgesucht, und das in Schrecken gesetzte Publikum verlangte die Auffuchung der Schuldigen und deren strenge Bestrafung. Um dieselbe Zeit verlor ein reicher Einwohner von ***, Namens Leonhard, der in hohem Ansehen stand, seine Gattin, deren Liebe er in hohem Grade erwiderte. Der Wittwer, erst ein Fünziger, fühlte bald die Leere, welche dadurch in seinem Hauswesen entstand, und sprach daher gegen den Sohn oft das Bedürfniß aus, eine neue Lebensgefährtin zu wählen. Leonhard erklärte sich standhaft gegen jede zweite Verbindung seines Vaters; er könne sich nicht an den Gedanken einer neuen Mutter gewöhnen, überdies sehe er dabei noch seine Vermögensinteressen gefährdet. Der Vater ließ Anfangs diese Gründe gelten und versprach, nicht wieder heirathen zu wollen, wenn Leonhard selbst eine Verbindung mit einer Tochter aus guter Familie eingehen wolle, die im Stande wäre, dem sehr bedeutenden Hauswesen würdig vorzustehen. Solch eine Schwie-

gertochter wünsche er sich für seine alten Tage, er wolle sie wie seine eigene Tochter lieben und seinem frühern Plane gern entsagen. Leonhard sah wohl ein, daß sein Vater nur Billiges verlangte, dessenungeachtet konnte er ihm nicht gehorchen, da er ein schönes Dienstmädchen im Schlosse, Namens Margarethe, liebte und von ihr zärtlich wieder geliebt wurde. Der Vater, der sein Vorhaben nur unter der gedachten Bedingung aufgegeben hatte, brachte eine reiche Erbin nach der andern in Vorschlag, doch alles vergebens; Leonhard mochte von keinem andern Eheprojecte als mit Margarethen etwas hören. Als daher der Vater alle seine Bemühungen scheitern sah, beschloß er, sich mit einer reichen Wittwe aus demselben Departement zu vermählen. Dieser Entschluß brachte den Sohn so außer sich, daß er auf der Stelle das väterliche Haus verlassen hätte, wäre Margarethe nicht dort gewesen. Noch immer hätte er mittelst eines besonnenen Benehmens den Schlag abwenden, wenigstens die Nachtheile verhüten können, welche sein Vermögen bedrohten; allein theils Zorn über den väterlichen Entschluß, theils der Schmerz über den Verlust seiner zärtlichen Mutter raubten dem jungen Mann alle Vernunft, machten ihn gleichgiltig, mürrisch und rauh bis zur äußersten Rohheit. Die Hochzeit fand statt, wer ihr aber nicht beiwohnte, war Leonhard. Dieser Beweis von Ungehorsam brachte den Vater dermaßen gegen ihn auf, daß er ihm auf der Stelle sein Haus verbot. Das hatte noch gefehlt, um in der Brust des jähzornigen Leonhard den Gedanken an Rache aufkommen zu lassen, Rache für seine verringerte Erbschaft, für den Querstrich durch seine Liebesangelegenheit. Zu diesen ganz materiellen Gründen seiner rachsüchtigen Pläne gesellte sich noch etwas Fanatismus hinzu; er bildete sich nämlich ein, daß es seiner verstorbenen Mutter im Himmel nur Verdruß machen könne, sich auf Erden durch eine Andere ersetzt zu sehen, daß er daher sich und sie zugleich zu rächen habe. Seine Besuche bei Margarethen setzte er heimlich fort. Eines Abends war er ungemein verschlossen, brach früher als gewöhnlich auf und ging, ohne der Geliebten auch

nur Adieu zu sagen, die Treppe hinab. Dieses seltsame Benehmen machte Margarethen aufmerksam; statt zu Bette zu gehen, legte sie sich an's Fenster, um ihren Gedanken nachzuhängen; doch bald bemerkt sie, wie Jemand quer über den Schloßhof mit einer Blendlaterne nach den Scheunen zu geht, dort Feuer anlegt und sich dann entfernt, die Thür hinter sich verschließend. Es war Leonhard! Es dauerte einige Minuten, ehe sich das Mädchen von dem Schreck, den eine solche Wahrnehmung wohl einzuslößen geeignet war, erholte, dann aber sprang sie fort, um Lärm zu machen, und ehe noch das Feuer weit um sich gegriffen, war das ganze Dorf auf den Beinen. Der Brand richtete indessen bedeutenden Schaden an, und die Polizei bot Alles auf, um dem Schuldigen auf die Spur zu kommen. Nunmehr bildete sich in Margarethen ein Entschluß, dessen Heroismus beispiellos dasteht. Zu ihrer Liebe für Leonhard gesellte sich Achtung und Dankbarkeit; edel und rein wie ihre Seele war, konnte sie in der des Geliebten keine gemeinen Motive voraussetzen. Vereichte es nicht seiner Seelenstärke zur Ehre, daß er aus Liebe zu ihr mehrere vortheilhafte Verbindungen ausgeschlagen hatte? Das ganze Dorf wußte, daß er sich geweigert hatte, beim Hochzeitsfest des Vaters zugegen zu sein, auch war den Bauern der Haß nicht entgangen, den er gegen das älterliche Haus faßte, seit sich eine Stiefmutter darin befand; dies und das düstere, mürrische Wesen, welches den jungen Mann bereits in der ganzen Umgegend verhaßt gemacht, lenkte sogleich allgemein den Verdacht auf ihn. Allein Margarethen's Entschluß wurde nur um desto fester, sie mußte Leonhard um jeden Preis das Leben retten. Früh am Tage nach dem Feuer schlich sie sich nach der Brandstätte und legte neben die noch rauchenden Trümmer einen ihrer Holzschuhe und ein Feuerzeug. Ihr Zweck war nur zu bald erreicht. Bei der gerichtlichen Untersuchung an Ort und Stelle fand man diese Gegenstände und der Verdacht lenkte sich, wie sie es wünschte, auf Margarethen. Nachdem man den verhängnißvollen Holzschuh dem andern, den sie absichtlich in ihrer Kammer gelassen, entsprechend gefunden,

wurde sie inquirirt, und sie gab auf alle Fragen nur solche Antworten, die ihre Schuld unzweifelhaft erscheinen ließen. Leonhard wurde allerdings gleichfalls zur Untersuchung gezogen, doch der Glende richtete alle seine Ausfagen so ein, daß sie die Schuldbarkeit Margarethen's nur bestätigten. Auch vor dem Gerichte beharrte das junge Mädchen dabei, sich selbst anzuklagen, und da auch alle Beweise gegen sie sprachen, wurde sie zum Tode verurtheilt. Sie saß schon mehrere Tage im Kerker, ihrer Hinrichtung entgegensehend, als eines Morgens ein Mensch von finstrem Aussehen mich allein zu sprechen wünschte. Es war Leonhard. Soviel hatten die Gewissensbisse über ihn, den Verbrecher, vermocht; die Unschuldige durch offenes Geständniß zu retten, dazu fehlte es dem Nichtswürdigen an Kraft. Ja, wenn es ohne sich zu compromittiren angegangen wäre! Indessen mir gegenüber gestand er seine That ein. Freilich nicht ohne daß ich ihm zuvor mein Ehrenwort verpfänden mußte, keinen Mißbrauch davon zu machen. Er verlangte nun, daß ich Alles aufbieten möchte, um die Hinrichtung Margarethen's zu hintertreiben. Ich stellte ihm vor, wie es allerdings noch möglich wäre, das Urtheil des Assisenhofes umzustößen; dazu sei aber nöthig, daß er keine Mühe scheue, keinen Schritt ungeschehen lasse. Er besann sich einen Augenblick und erwiderte sodann: er habe freilich gewünscht, daß Margarethe nicht sterbe, allein Schritte dieser Art nähmen viel Zeit in Anspruch, ein langer Aufenthalt in Paris sei ihm aber zu kostspielig. Ich verließ den abscheulichen Menschen und begab mich in das Gefängniß, um mich aus einer Unterredung mit dem Mädchen über ihre Beweggründe zu einer solchen Aufopferung zu belehren. Wie schon bemerkt, trat mir in der Unglücklichen eine imposante, edle Erscheinung entgegen. Nachdem ich das Gespräch zunächst auf ihre Lage und die Ursache ihrer Haft gelenkt hatte, ließ ich ihr allmählig merken, daß mir ihre Schuldlosigkeit nicht unbekannt sei. Sie gab sich den Anschein, als traue sie mir nicht, und sagte stolz: „Das ist nicht wahr; ich allein habe das Feuer im Schlosse angelegt. Wer hat Ihnen eine solche Lüge sagen können?“

„Leonhard, der mir seine Schuld gestanden hat!“ — „Ist's möglich, mein Herr! welche Unbesonnenheit! Doch schweigen Sie! Welche Thorheit! Aber was für einen Zweck hatte er, Ihnen dies zu sagen?“ — — Zögernd erwiderte ich: „Um Sie zu retten.“ — „Ach er ist so gut,“ rief das arme Kind mit dem Ausdruck eines Engels; „er liebt mich so sehr! Doch, bester Herr, sagen Sie es nicht weiter, ich beschwöre Sie darum. Ich will sterben. Ich habe keine Verwandten: wer wird mich vermissen? Niemand! Doch er, er hat eine Familie, dieser muß er sich erhalten, verliert er seine Ehre, so sind viele mit ihm entehrt. O, mein Herr, erbarmen Sie sich und schweigen Sie. Ein armes Mädchen wie ich, mehr oder weniger auf der Welt, was will das sagen. Ueberdies ist es ja nur wenig, für ihn zu sterben, der so viel für mich gethan hat!“ Ich erschöpfte mich in Vorstellungen, um sie anderen Sinnes zu machen, doch sie ließ mich nicht ausreden: „Nein,“ rief sie, „wenn ich die Schuld nicht auf mich nehme, so muß das Blutgerüst ein anderes Opfer haben, und das wäre kein anderes als er. Nein, nein, lassen Sie alles auf mir, Verdacht wie Beweise. Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, ich bin fest entschlossen, für ihn zu sterben.“ Mit einem Herzen voll von Bewunderung für Margarethen, voll von Abscheu gegen Leonhard, verließ ich das Gefängniß, und schrieb an den Großflegelbewahrer, er möchte um Gotteswillen die Hinrichtung des armen Mädchens aussetzen. Er ließ mir sagen, daß dies nur anginge, wenn man den wirklich Schuldigen nenne. Hierauf ging ich zu einem sehr achtungswürdigen Richter und theilte demselben im Vertrauen Alles mit. „Ueberliefern Sie den Verbrecher nicht,“ rieth er mir, „statt eines Kopfes würden zwei fallen. Margarethe würde als Mitschuldige dennoch hingerichtet werden.“ — So waren denn alle Pforten verschlossen.

Margarethe bestieg das Schaffot. Die Menge, leicht aufgereggt durch Alles, was sie erschreckt, und erbittert über die vielen Brandstiftungen, welche in der jüngsten Zeit die Provinzen verheert hatten, erhob Geschrei und Verwünschun-

gen, als das schuldlose Opfer erschien. Allein Margarethe senkte nicht das Haupt, sie behielt ihren ruhigen Blick; und was die Zuschauer für Frechheit nahmen, war nur der Ausdruck eines ungetrübten Gewissens, des Bewußtseins einer großherzigen That, einer Selbstaufopferung, die nur einer bessern Sache würdig war. Keinen Augenblick wankte ihre Festigkeit, und wer ihr nahe gewesen wäre auf der Blutbühne, von der ihre Seele sich zur göttlichen Gerechtigkeit empor schwang, würde gewiß als ihren letzten Hauch gehört haben: Leonhard!

Metastasio und Aeschylus.

(Leipz. Th.-Chronik.)

Fast sein ganzes Leben lang schrieb Metastasio Operntexte und Lieder, oder studirte in den Alten und Neuern, welche Kunst und Wissenschaft gleich ihm trieben und getrieben hatten. Der alten Sprachen vollkommen Herr, war er daher mit den griechischen Dichtern so vertraut, wie mit den römischen, und so schrieb er noch im hohen Alter über die theatralischen Arbeiten der Alten gar Manches nieder, was theils an sich nicht ohne Interesse ist, theils auch zeigt, wie verschieden die Ansichten sind. Seine „osservazioni“ darüber scheinen bestimmt gewesen zu sein, erst nach dem Tode herausgegeben zu werden; vielleicht um allen gelehrten Streit zu vermeiden. Er war weit entfernt, in diesen alten Dichtern Alles für geschmackvoll und unverbesserlich zu halten, im Gegentheil mag er das griechische Theater für ziemlich unvollkommen gehalten haben und zum Theil mögen seine Ansichten auch wohl durch die Schwierigkeiten bedingt worden sein, sich in die Denk- und Lebensweise eines Volkes zu versetzen, das vor 2500 Jahren lebte, durch Sitte, Kultur, Lebensweise, Religion und kurz durch Alles, was dem Menschen, wie einem Volke einen eigenthümlichen Charakter ausdrückt, von uns so durchaus verschieden, daß Alles, was wir Schicklich-

keit und Sittlichkeit nennen, mehr oder weniger ein Kind der Zeit ist; was die Philosophie und Theologie und selbst die Staatsweisheit noch sehr dagegen eifern. Wie schwer hat es nur gehalten, uns in solcher Art mit Shakespeare's Dichtungen zu verständigen und wie wenig können wir ihn jetzt ohne alle Beschneidung auf die Bühne bringen! Wie oft stößt uns jetzt noch sein Humor zurück, wenn sich bei ihm Lust- und Trauerspiel durchkreuzen, das Großartige mit dem Seltsamen ja wohl Kindischem vermischt! Kein Wunder also, daß uns dergleichen frappante Dinge auch bei den Griechen vorkommen, noch weniger aber darf man es dem Metastasio verargen, wenn er darin nur Unvollkommenheiten entdeckte oder sich darüber höchlich verwunderte. Die Verwunderung wird auch bei manchem jetzigen Leser nicht ausbleiben, und um so weniger, je mehr er von ihnen gehört, aber nichts gelesen hat. Genug Ursache, um auch zu vernehmen, was Metastasio von dem ersten griechischen Bühnendichter, Aeschylus, sagt, der mit sieben Stücken sich auf uns vererbt hat. Das Erste derselben, der gefesselte Prometheus, ist ihm ein ganz phantastisches, alle Grenzen der Wahrscheinlichkeit überschreitendes Stück und natürlich, da die Kraft und Gewalt auf Jupiters Befehl den Vulkan anhalten, den Prometheus an einen Felsen mit diamantenen Nägeln anzunageln, daß die Töchter der Thetis die Schläge des Hammers in ihrer Grotte hörten. Der Ocean besucht auf einem Meerungeheuer den Gefesselten, und die Io kommt als Kuh, welche endlich von Wuth ergriffen davon eilt, nachdem sich der Gefesselte und Angenagelte ihre Abenteuer hat erzählen lassen und ihr das künftige Geschick erzählte. So fehlt es Metastasio an Stoff zum Verwundern so wenig, wie Einem von uns, der nur immer viel Rühmens vom gefesselten Prometheus hörte, daß er ihn lieber heute als morgen auf der — Charlottenburger Bühne gesehen hätte. „Die Sieben gegen Theben“ will der Italiener für gar kein Schauspiel halten; es sind fast nichts als Chorgesänge, Klagen und Erzählungen, meint er, und dasselbe scheint ihm bei den „Persern“

zu sein, wo er nun aber sich noch besonders wundert, daß der herausbeschworene Schatten des Darius vom Schicksal des Xerxes so wenig weiß, wie Atossa, die Mutter des Xerxes, die ihn doch, das Schicksal ihres Sohnes zu erfahren, herausbeschworen hat, so daß er wieder in die Erde sinkt, indem er dem Chore in höchst natüer Weise zuruft (B. 845 ff.):

Ihr Greise, freuet euch im Leiden selbst,
Laßt euren Geist die volle Wonne fühlen,
Den Todten nützt der ganze Reichthum nichts!

Am Komischsten erscheint ihm Atossa, als sie die Niederlage und Flucht ihres Herrn Sohnes erfährt, und nichts Schrecklicheres kennt, als daß er kein ordentliches Gewand auf dem Leibe habe. Sie will gleich nach Hause, ein solches holen und ihm damit entgegen kommen. So außerordentlich burlesk der Einfall erscheint, so natürlich gestaltet er sich vielleicht, wenn man an Shakespeare's Humor denkt. Ueber den „Agamemnon“ wagt er kein motivirteres Urtheil; „es ist das schwierigste und dunkelste Stück des Aeschylus,“ meint er;*) desto mehr reißen ihn die Coëphoren zum Staunen hin, da Clytemnestra ihrem Sohne, dem Orestes, der sie ermorden will, den offenen Busen zeigt der ihn einst als Kind nährte,*) und die Wärterin, welche ihn aufzog, über seinen vermeinten Tod klagt, ja selbst (Vers 753) über die kleinen Leiden jammert, die er in den Windeln ertrug:

Ein Knabe, der noch in den Windeln liegt,
Spricht nicht, treibt ihn der Hunger, Durst
und 's Rissen!

Man denke hier an Julia's Wärterin in Romeo und Julie und die Sache würde so-

*) Und er hatte gar nicht so Unrecht, denn, sagt Salmasius, der alte Gelehrte des 17. Jahrhunderts, der einzige Aeschyli'sche Agamemnon hat mehr Schwierigkeiten, „als alle Bücher der heil. Schrift zusammen genommen.“ Nun, da gibt es doch gerade genug Nüsse, die heute noch nicht aufgeknaßt sind.

*) „Sohn, hier ist Leib! da Brust! In welches soll dein Schwert?

Der Leib hat dich geboh'r'n, die Brust hat dich genährt!“
übersetzte es der alte Dpiz im 17. Jahrh.

gleich das Grelle verlieren. In solcher Art bemerkt aber Metastasio noch Manches bei den alten Griechen, die er fast nur gelesen zu haben scheint, solche durch Zeit und Sitte bedingte Zufälligkeiten zu entdecken und sie als Belege der Vortrefflichkeit der modernen dramatischen Dichtkunst hinzustellen. In den Geist des antiken Drama's zu dringen scheint ihm nicht eingefallen zu sein und eben so wenig sucht er wohl nur nach einer Idee, nach einem Plane, der ihn mit der im Einzelnen hervortretenden wahren oder eingebildeten Unvollkommenheit hätte verfühnen und höchstens ein poetisches Räthsel übrig lassen können. Er hätte z. B. im gefesselten Prometheus nur an eine Allegorie denken dürfen, die den Gedanken zur Anschauung bringen sollte, daß der Edle, der es mit der Menschheit gut meinte, mit der Gewalt des Schicksals kämpfend, zwar in der schrecklichsten Weise von seiner Höhe herabstürzen, aber sich doch glücklich fühlen und sicher hoffen könne, früher oder später sein Streben anerkannt zu sehen und das ganze „stravagante e fantastico drama“ würde ihm in einem ganz anderen helleren, wohlthuenden Lichte erschienen sein.

Man vergesse nur nicht, daß aller Anfang schwer ist und dann bewundere man die vom bloßen Gefühl geleitete Kunst des Aeschylus, der eine außerordentlich einfache Handlung dennoch oft zur Erschütterung aller seiner jetzigen Leser selbst hinzustellen mußte, wenn diese sich nicht den Genuß verderben, indem sie unsern Maßstab anlegen. Selbst mit dem des Sophocles und Euripides dürfen sie den ersten griechischen Tragiker nicht messen. In beiden hat die Form schon sich ausgebildet. Dagegen stelle man aber noch nicht so einen Prometheus und Agamemnon als das erste aller tragischen Erzeugnisse hin, wie wenn in 3000 Jahren nachher nicht das Geringsste wieder geschaffen worden und kein anderer Dichter weiter gekommen wäre, als jener Grieche. *r.

K ü n s t l e r n a m e n .

Die Kabinettsordre vom 30. October 1816, welche in Preußen die Führung eines falschen Namens mit einer Geldbuße von fünf bis fünfzig Thalern oder verhältnißmäßiger Gefängnißstrafe belegt, kam kürzlich in Berlin bei dem Einzelrichter zur Sprache. Eine junge Schauspielerin hatte sich von ihrem fünften Jahre an, wo ihr Vater starb und ihre Mutter zu einer zweiten Ehe schritt, nach dem Namen ihres Stiefvaters nennen lassen. So war sie auch unter diesem Namen auf die Bühne gegangen, hatte sich bei der Polizei unter demselben angemeldet und ihn schon 9 Jahre als Schauspielerin geführt, als die Polizeibehörde ganz zufällig ermittelte, daß der Name, den sie führte, nicht ihr richtiger Name sei. Es war daher auf Grund des obengedachten Gesetzes gegen sie die Anklage, wegen Führung falschen Namens erhoben worden. Der Polizeianwalt führte namentlich aus, daß er auch die Annahme von Künstlernamen für strafbar erachte und die Angabe der Angeklagten, daß hier in Berlin Künstler unter einem falschen Namen austräten und bekannt seien, zu weiteren Recherchen benutzen und dieselben vor die Schranken bringen werde, unbekümmert, ob der Gebrauch sie entschuldige oder nicht. In Anbetracht der vielen mildernden Umstände beantragte der Anwalt aber nur das geringste Strafmaß, eine Geldbuße von fünf Thalern oder eine acht-tägige Gefängnißstrafe. Der Richter trat der Ansicht des Anwalts in jeder Beziehung bei und erklärte es für strafbar, unter irgend welchem Vorwande einen falschen Namen zu gebrauchen, auch wenn, wie bei den Schauspielern, der Gebrauch es fast zum Recht gemacht habe. Die gelindeste gesetzliche Strafe wurde jedoch dem Vergehen der Angeklagten für angemessen gehalten und sie demnächst mit der Bitte, künftighin sich ihres Namens zu bedienen, eine Bitte, die sie mit einer tiefen Verbeugung erwiederte, entlassen. Es dürfte wünschenswerth sein, auch die Ansicht des zweiten Richters über diesen Fall zu hören, da es doch gewiß für unsere vielen Künstler, die hier unter fal-

schem Namen sich aufhalten, von der höchsten Wichtigkeit sein muß, zu erfahren, ob sie im Rechte sind, wenn sie sich einen Künstlernamen geben, oder ob sie dadurch einem Strafgesetze verfallen. In letzterem Falle würden sicherlich

auch die Schriftsteller und Theaterdichter, die, gleich wie die Schauspieler, ihren Dichtungen einen andern als ihren wahren Namen vorsezen, nach dem Gesetze vom 30. Oct. 1816 strafbar sein.

F e u i l l e t o n .

Deutsche Flüchtlinge in London.

Eine Aufforderung und Mittheilung der Alto-naer „N. fr. Presse“ in Bezug auf jene Armen lautet:

„Ein Wort, ein ernstes, ein dringendes Wort über die deutschen Flüchtlinge in London, über Hunderte unserer Landsleute, die arbeits- und brotlos hungernd auf den Straßen Londons umherirren. Es ist nicht das erste Mal, daß ich die Feder ergreife, um das Mitleid der Deutschen für diese schiffbrüchigen Söhne der Freiheit aufzufordern: möge es das letzte sein. Die eingeschickten Unterstützungen sind, wenn wir auf die Millionen in Deutschland sehen, die demokratische Gesinnung hegen, nicht mehr werth als der kupferne Dreiling, den der Reiche einem verschmachtenden Armen gibt, um das Jahr damit auszukommen. Viele dieser Unglücklichen, glücklich, Arbeit zu finden, müssen eine Arbeit verrichten, vor der der Mensch zurückschaudert. Sie stampfen rohes Pelzwerk bei den vielen deutschen Pelzbereitern im östlichen London. Denken Sie sich eine große Tonne bis an den Rand mit Hermelin und Zobelfellen angefüllt. In diese Tonne steigt der Mensch splitternackt hinein und stampft und arbeitet mit Händen und Füßen vom Morgen bis zum Abend in einem sehr warmen Zimmer, bis der Schweiß ihm in Strömen vom Leibe rinnt. Dieser Schweiß dringt in das Pelzwerk und gibt ihm seine Geschmeidigkeit und Dauer, ohne welche es zu den feineren Zwecken nicht zu gebrauchen wäre. So kleiden sich unsere reichen Damen mit ihren Boas und Muffen im eigentlichen Sinne des Wortes, obgleich ohne es zu ahnen, im Schweiß der Demokraten. Der Lohn der Arbeit reicht kaum hin, um Brot und

Wasser zu kaufen, höchstens einige Kartoffeln und einen Hering. —

Wir ersuchen alle Freunde der Freiheit und Menschlichkeit, Jeder in seinem Kreise nach Kräften für diese Sache thätig zu sein.“

Englische Zeitungssteuer.

Die englische Annoncensteuer (1 sh. 6 d. für jede Annonce) wirft jährlich circa £ 170,000 (2,890,000 Mk.) ab. Die englische Zeitung „Times“ sagt, sie allein bezahle an Steuern jährlich £ 16,000 für Papier, £ 60,000 für Stempel und £ 19,000 für Annoncen, im Ganzen £ 95,000 (1,645,000 Mk.), mehr als das ganze Budget manches kleinen deutschen Staates beträgt. Man kann danach berechnen, daß die „Times“ jährlich 7,200,000 Bogen oder täglich 23,000 Exemplare verkauft, also jährlich (ohne die Annoncen) ungefähr £ 300,000 für verkaufte Exemplare einnimmt. Die Stempelabgabe ist eigentlich ungemein billig, da die gestempelten Zeitungen von dem brittischen Postamte unentgeltlich bis zu den fernsten Colonien versandt werden, desto drückender dagegen ist die Annoncensteuer, denn sie trifft, wie „Daily News“ richtig bemerkt, in vielen Fällen das vornehmste Bedürfnis, das Bedürfnis, Arbeit und Erwerb zu finden; sie ist für den kleinen Gewerbetreibenden und den Diensthöten recht eigentlich eine Brotsteuer. Großartig ist die Postbeförderung der englischen Zeitungen; die brittischen Postämter befördern jährlich über 70 Millionen Bogen, an Gewicht 9765 Tons, bis nach China und Australien völlig frei, und die Hälfte dieser ungeheuern Masse geht durch das Londoner Postamt, dessen Zeitungsbureau täglich ganze Frachtwagen voll von Journalen aus der City enthält.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

In Commission der Arnoldischen Buchhandlung in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede.